

bereits deutlich, daß unabhängig von irgendwelchen Kirchenstrukturen und unabhängig von Aktivitäten der sogenannten „autonomen“ Kirchen in verschiedenen regelmäßig in privatem Rahmen Treffen von Christen stattfinden. Dabei wird gemeinsam die Bibel gelesen und von Einzelnen ausgelegt, man trifft sich aber auch zu intensiver Schulung mit etwa 60 bis 80 Personen mindestens einmal jährlich zumeist in unzugänglichen Berggebieten mehrere Tage lang. Von Mund zu Mund wird in der überschaubaren Familien- oder Dorfgemeinschaft die christliche Botschaft weitergegeben, von Zeit zu Zeit finden Gruppentaufen von Erwachsenen statt. Als Ersatz für die Eucharistiefeier soll sich weitgehend eine Hausliturgie durchgesetzt haben, bei der ein Becher Wasser durch das Kreuzzeichen gesegnet und anschließend getrunken wird. Überraschend bei all diesen Berichten ist, daß immer wieder betont wird, mit einer Untergrundkirche habe dies nichts zu tun, da die Behörden davon wüßten, jedoch gewöhnlich nichts dagegen unternähmen, solange der „Einsatz für den Aufbau des Sozialismus“ darunter nicht leide. Aus Gesprächen ließ

sich im übrigen ermitteln, daß seitens der Partei sogar Hochachtung vor diesen Christen herrscht, daß sie sich bei ihrem Engagement für die Gemeinschaft kaum übertreffen lassen. Auch der vom Festland stammende Erzbischof von Taipeh auf Taiwan, *Stanislaus Lo-kuang*, bestätigte kürzlich, daß ihm Hinweise vorliegen, wonach in den christlichen Familien weiter das Evangelium gelesen und gemeinsam gebetet wird. Verschiedentlich versammelten sich die Christen einer Gemeinde nachts an geheimen Orten zu gemeinsamem Gottesdienst. Diese Messen würden von Priestern zelebriert, die in weltlichen Berufen arbeiten und deren priesterliches Wirken den Behörden nicht bekannt sei. Seinen Angaben zufolge, in denen von einer Untergrundkirche die Rede ist, leben noch etwa 1000 Priester in der Volksrepublik, und von Zeit zu Zeit würden noch geheim Priester geweiht. Anfang Januar meldete Radio Vatikan ergänzend, daß in China noch voraussichtlich 83 Jesuiten-Patres und 40 -Brüder leben. Sichere Informationen habe man aber in Rom lediglich über drei von ihnen.

Bücher

YVES LABBÉ, **Humanisme et Théologie. Pour un préambule de la foi.** Les Editions Du Cerf Paris 1975. Collection COGITATIO FIDEI Nr. 81. 384 S. Kart. 54 F.

Der Titel der Studie eines begabten Fundamentaltheologen der Universität Angers – eine „These“ des Institut Catholique de Paris – könnte abschrecken. Es ist aber keine Neuauflage der antiquierten Präambula. Im Gegenteil! Labbé führt die – ihm unbekannte – Arbeit von *Gottlieb Söhngen* zur Interpretation des Vatikanum I über die Erkennbarkeit Gottes durch die Vernunft weiter. Sie gilt im Prinzip, doch nicht für den wirklichen Menschen, dem der Verfasser größte Aufmerksamkeit widmet inmitten einer bei uns weitgehend unbekanntem philosophischen Literatur (abgesehen von Blondel) über den Humanismus und eine Metaphysik der Freiheit wie der abstrakten Subjektivität, die im Antihumanismus entartet. Der „Tod Gottes“ hat den „Tod des Menschen“ zur Folge. Aber die Besinnung auf den Menschen ist wiedergekehrt, den Menschen, der sich auch Gott und dem Nächsten bis zur Gewaltanwendung widersetzt („das radikale Böse“). Die Präambula müssen auf diesen Menschen abheben. Eine metaphysische Anthropologie führe zur Idolatrie des „Ganz Anderen“. Gotteserkenntnis geschieht in der Ethik, die den Nächsten und die Intersubjektivität wiederentdeckt, z. T. durch Sprachanalyse, die Labbé einbezieht (244f.). Teil III über „Die Anerkennung Gottes“ erarbeitet in zwölf Thesen die Grundlagen für eine neue Lehre von den Präambula Fidei im „Epilog“ (321f.). Mit folgendem Ergebnis: der Gotteserkenntnis durch die Vernunft und der potestas oboedientialis geht beim gelebten Menschen eine gewisse religiöse, d. h. Gnadenerfahrung voraus. Daher wird die Gnadenlehre des Konzils von Orange dem Vatikanum I vorgeordnet und insofern, ähnlich wie bei Söhngen, der protestantischen Kritik an den scholastischen Präambula Rechnung getragen (342f.). Ein Glaubensakt (= Gnade) ermöglicht die Präambula, und zwar im Rahmen der Heilsgeschichte (Vatikanum II). Die

„Ökonomie“ der Offenbarung zielt auf Jesus Christus. Daher gipfelt die Untersuchung zur Überraschung des mißtrauischen Lesers in einer geistvollen Auswertung der Offenbarung des Gottesnamens an Moses auf dem Sinai (Exod 3, 14f.) auf Grund neuerer Exegesen: Gott entzieht sich dem Versuch, über sein Wesen verfügen zu wollen, öffnet sich aber als „Sein für“ Israel durch Taten, Gebote und Verheißungen, die letztlich auf Christus hinführen. Ein wirklich „neuer Weg“ theologischer Gotteserkenntnis in kluger Umgehung metaphysischer Unwegsamkeiten.

J. P. M.

RUDOLF SCHNACKENBURG, **Das Johannesevangelium, III. Teil** (Kommentar zur Kap. 13–21). Verlag Herder 1975. 477 S. 83.– DM.

Mit Band III schließt Schnackenburg den zehnjährigen „Lernprozeß“ (S. V) seines Werkes vorerst ab. Er bewahrt die in Exkursen der ersten Bände zu Leitbegriffen (Christologie, Leben, Wahrheit, Gegenwart des Heils 6, 10, 12 und 14) gegen Bultmann erarbeitete Erkenntnis: der Evangelist neigt nicht zur Gnosis, er wurzelt in spätjüdischer Tradition und reflektiert den historischen Jesus für eine bestimmte Gemeinde. Der „Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des vierten Evangeliums“ begründet neue Einsichten: dem Evangelisten lag neben der Semeia-Quelle „eine eigene vorjohanneische Evangelienarstellung“ mit Passionsbericht vor, aber nicht ein einziger Evangelist kommt zu Wort, sondern ein ihm nahestehender Redaktor, der verschiedene Traditionen eingewoben hat, „letztlich auf die Autorität eines Herrenjüngers“ gestützt (S. 463f.). Diese Korrektur ermöglicht die überzeugende Deutung des „letzten Mahles“ mit der Fußwaschung (vgl. dazu Luk 12, 37!) und dem Schweigen über die Stiftung der Eucharistie wie auch die Abhebung der ursprünglichen Abschiedsrede (14, 1–31) von späteren Redaktionen

(15–17). Soviel sich das landläufige Verständnis des Evangeliums ändern mag, die behutsame Auslegungskunst vermeidet, ohne letzte Sicherheit geben zu können, Erschütterungen des Glaubensbewußtseins. Der „Ausblick: zur Gegenwartsbedeutung des Johannevangeliums“ (S. 465 f.) im Vergleich zu den Synoptikern, bietet eine magistrale Tiefe der Erschließung des Textes, zumal des vermeintlich „ungeschichtlichen Jesus“, der „schärfsten Provokation“ unseres Geschichtsbildes. Sowohl „die große Stärke der existentiellen Blickweise“ wie die „einseitigen Akzente“ mit ihrer historischen Begrenzung, die nicht durchwegs Vorbild für die Kirche sein können, wird klar erkannt; damit auch die ökumenische Bedeutung, die freilich nicht in dem nach innen gewandten Gebet für die Einheit liege (Kap. 17). Dagegen ist die Auslegung des universalen Hirtenauftrages an Petrus, der „nicht auf Herrschaftsübertragung weist, sondern auf fürsorglichen Dienst“ (S. 435 f. zu Joh 21, 17), ökumenisch hochaktuell! Das Studium dieses Bandes wird zum – kirchlichen – Erlebnis. Man findet das Wort Schillebeeckx' bestätigt, daß die historisch-kritische Exegese eine Frage von Leben und Tod der Kirche sei, ohne doch den Glauben begründen zu können („Jesus. Die Geschichte eines Lebenden“, Freiburg 1975, S. 61–65). J. P. M.

JOHANN FINSTERHÖLZL, Die Kirche in der Theologie Ignaz von Döllingers bis zum ersten Vatikanum. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Johannes Brosseder, mit einem Geleitwort von Heinrich Fries, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975. 573 S. 85.– DM

Johann Finsterhölzl konnte 1969 den Band „Ignaz von Döllinger“ in der Reihe „Wegbereiter heutiger Theologie“ (Graz – Wien – Köln 1969 ff.) herausbringen. Auf die darin angekündigte Monographie zu Döllingers Kirchenverständnis mußte die wissenschaftliche Öffentlichkeit nach dem Tod des erst 34-jährigen Verfassers bis 1974 warten.

Um die riesige Stoffmenge zu bewältigen, entscheidet sich Finsterhölzl für den Weg, nach einem theologiegeschichtlichen und biographischen 1. Teil im Hauptabschnitt (2. Teil) die Ekklesiologie Döllingers unter systematischen Begriffen zu erfassen („Vorhalle“, Bilder, Struktur, Eigenschaften, Ökumene, Ge-

schichtlichkeit, Unfehlbarkeit) und für jeden Begriff auf einem Gang durch das veröffentlichte und unveröffentlichte Gesamtwerk die Einzelaussagen historisch zu eruieren. Stoffbewältigung und Übersichtlichkeit in systematischer Hinsicht wiegen dabei den Nachteil auf, daß die Aussagen zum Einzelthema zu wenig in den Kontext der Werke (die sich überwiegend nicht als Systeme, sondern als historische Forschungen oder als kirchenpolitische Arbeiten verstehen) integriert werden. Dafür erhält die Genesis von Döllingers Kirchaussagen deutliche Konturen einer Entwicklung, die theologischen Klassizismus, Romantik und Historismus einschließt und biblisch-personales und geschichtliches Denken in der Theologie zum Prinzip macht. Durch ausgiebige Vergleiche kann Finsterhölzl Döllingers Abhängigkeiten aufzeigen: von der kirchenlehramtlichen Ekklesiologie, von Bellarmin, Petavius und besonders Möhler (und durch ihn von Drey und Sailer); Geiselmans Arbeiten zum Kirchenverständnis der Tübinger (einschließlich seines zu undifferenziert verwandten Begriffes von Romantik) werden häufig zu Rate gezogen. Dabei wird einsichtig, wie vielfach bei Döllinger nichts Neues, Geniales – wie etwa bei Möhler – das Kirchenbild bestimmt, wie aber andererseits die Fülle der Anregungen und Aufbrüche des frühen 19. Jahrhunderts bei ihm lebendig wird und wie erst kurz vor Konzilsbeginn, durch ungute Umstände bedingt, die Themen Primat und Unfehlbarkeit in den Vordergrund rücken – die Ekklesiologie Döllingers nach 1870 kann dann nur noch in Grundzügen im 3. Teil vorgestellt werden. Dem Mangel an neuen Themen steht jedoch eine Originalität in den Inhalten gegenüber, mit denen Döllinger die Begriffe füllt. So macht der Verfasser z. B. darauf aufmerksam, daß biblische Bilder (Braut, Haus) vorherrschen (vgl. S. 103–106) und den Blick auf den Ursprung von Kirche lenken, der der Reflexion auf das Wesen von Kirche immer gute Dienste tun kann; daß der Geist der Grund ihres Bestandes vor aller Struktur ist (S. 131–137); daß Eucharistie als ständige Inkarnation Christi Kirche konstituiert, wobei Döllinger Kirche auf Eucharistie gründet (nicht umgekehrt, wie dies Möhler tut; vgl. S. 119–122); lesenswert ist auch die Zuordnung der Theologie zum Charisma, das als Element der Lebendigkeit in sinnvoller Korrespondenz zur Hierarchie stehen sollte (S. 184–189). Umfassende Kenntnis der Theologie des 19. Jahrhunderts, Akribie, systematisches Talent und Problembewußtsein machen die Arbeit zu einem Werk von hohem Rang. F. W.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

BLANK, JOSEF. Probleme einer „Geschichte des Urchristentums“. In: *Una Sancta* Jhg. 30 Heft 4 (1975) S. 261–286.

In dem Heft, das dem Hauptthema „Der Heilige Geist und die Erneuerung der Kirche“ gewidmet ist, nimmt Blanks Versuch, wenigstens die Probleme einer „Geschichte des Urchristentums“ zu formulieren, eine überragende Stellung ein. Seine These: das traditionelle katholische Bild vom Urchristentum ist durch die nt. Exegese völlig überholt, die Geschichte des Anfangs der Kirche, eigentlich der „Jesus-Bewegung“ vor Entstehung der apostolischen Kirche, muß neu geschrieben werden. Das wird ausführlich

begründet und belegt, und die Folgerungen für die Praktizierung eines Kirchenbewußtseins werden umrissen. Danach ist das abendländische Christentum bzw. Kirchentum nur eine begrenzte Verwirklichung des Evangeliums, „Katholizität“ ist eine noch unerfüllte Aufgabe. Die Entstehung des überholten katholischen Kirchenbildes wird dargestellt. Anschließend werden die neuen Problemstellungen entfaltet, die Quellen einer angemessenen Geschichte der vorkirchlichen Gemeinden in ihrer Vielfalt einschließlich der bedeutsamen sozialen Verschiedenheiten werden erörtert und vor der ökumenischen Versuchung einer falsch verstandenen „Einheit“ mit Hilfe einer „Jesus-Formel“ gewarnt. Die Eigenart der Evangelisten wird schärfer gekennzeichnet und eine Fülle von Einzelproblemen aufge-

geben. Für Leser, die mit der nt. Exegese nicht vertraut sind, ist das eine heilsame Revolution.

BALTHASAR, HANS URS VON. Henry de Lubac. L'œuvre organique d'une vie. In: *Nouvelle Revue Théologique*. Jhg. 107 Nr. 10 (Dezember 1975) S. 897–913.

Der Schüler und Freund Lubacs legt den ersten Teil einer Gesamtwürdigung des Lebenswerkes dieses polyglotten Theologen vor, von dem hier meist nur sein Frühwerk „Catholicisme. Les aspects sociaux du dogme“ (1938) und die „Méditations sur L'Église“ (1953) bekannt sind. Von Balthasar spürt aus den